

Kurze Anzeigen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **14.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie die Abfälle des menschlichen und tierischen Körpers, faulende oder in Zersetzung begriffene Stoffe des Tier- und Pflanzenreiches etc. Wir wissen, dass solcher „Schmutz“ immer große Mengen von Bakterien enthält, unter denen krankheitserregende Arten sich vorfinden können. Diesen Schmutz werden wir selbstverständlich überall, wo wir ihn antreffen, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unschädlich zu machen suchen.

Wenn Fritz Müller auch diese Art von Schmutz als bedeutungslos hinstellt, so müssen wir dem entschieden entgegentreten. Ein jeder weiß, welchen Rückgang die Infektionskrankheiten durch die planmäßige Bekämpfung des Schmutzes in den Kulturstaaten erfahren haben. Die Bazillenfurcht ist nur dank den streng durchgeführten sanitärischen Verfügungen in unseren Ländern unbegründet geworden, während sie anderwärts noch ganz berechtigt ist. Fritz Müller erwähnt einige scheinbar wissenschaftliche Tatsachen, welche im Leser Zweifel an dem Wert dieser hygienischen Maßnahmen erwecken müssen. Der von Pettenkofer gemachte Versuch mit Cholerabazillen nahm allerdings einen ganz anderen Verlauf. Pettenkofer und sein Assistent Emmerich wollten die von ihnen vertretene Meinung beweisen, dass die Choleravibrionen allein nicht ausreichen, den Symptomenkomplex der Cholera hervorzurufen. Sie nahmen daher nach Neutralisierung des Magensaftes etwas Wasser, in dem eine geringe Menge einer frischen Cholerakultur aufgeschwemmt war. Pettenkofer erkrankte bloß an heftigen Durchfällen, Emmerich machte dagegen eine schwere Cholerainfektion durch, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Auf diesen Versuch hin die „meisten hygienischen, aufdringlichen Angstregeln nach Pompeji gehen zu heißen“, scheint uns ganz ungerechtfertigt. Und wenn in den Ratschlägen eines napolitanischen Fremdenführers ein komischer Widerspruch auffällt, so mag uns der Mangel an Logik wohl belustigen, sollte uns aber nicht abhalten, beim Trinken von Wasser von fraglicher Reinheit in Italien vorsichtig zu sein. Dass wir schließlich mit jedem Atemzug Millionen Bakterien in unser Inneres aufnehmen, ist nicht richtig; die in unsere Lungen einströmende Luft ist in der Regel keimfrei. Die Vorstellung, dass diese eingeatmeten Bakterien gar zu unserem Leben nötig seien, ist laienhaft und vollkommen haltlos.

Zum Schluss sei nochmals betont, dass wir niemand durch die „epidemische Schmutz- und Bazillenfurcht“ die Freude am Leben vermindern wollen. Die Hygiene scheint uns im Gegenteil berufen, dem menschlichen Leben eine größere Sicherheit und Sorglosigkeit als in vergangenen Jahrhunderten zu geben. Die Übertreibungen einzelner sollte uns nicht verhindern, für die immer weitere Verbreitung der so einfachen, vom normalen Menschen stets als eine Wohltat empfundenen hygienischen Maßnahmen einzutreten.

ZÜRICH

R. KLINGER



KURZE ANZEIGEN

In dieser Rubrik werden unter Verantwortung der Redaktion kurze Notizen über Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsartikel erscheinen, die eine spätere einlässliche Besprechung nicht ausschließen. Wir bitten unsere Leser, daran nach Lust mitzuarbeiten. D. R.

Von Walter von Molo¹⁾ ist der erste Band einer Schillertrilogie „Ums Menschentum“ herausgekommen. Prägnanter hätte der Verfasser den

¹⁾ Walter von Molo: *Ums Menschentum*, Schuster & Loeffler, Berlin.

ersten Lebensabschnitt Schillers (bis zur Flucht nach Mannheim) nicht überschreiben können. Dass er uns den Menschen Fritz Schiller erleben lässt und nicht den distanzierten Geisteshelden Friedrich Schiller ist sein großes Verdienst. An sich zu erproben, wie ihm das gelingt, ist jedes Lesers Sache. Hier sei bloß bemerkt, dass, so weit mir die Nachprüfung möglich war, die einzelnen Daten mit bewunderungswürdiger Genauigkeit wiedergegeben sind. Wie gewisse Partien aus den „Räubern“ in den Dialog verarbeitet werden, ist meisterhaft. Das Zeitkolorit ist mit gutem Ausdruck, wenn auch manchmal künstlerisch verklärt, wiedergegeben. Das Buch, auf das ich nach dem Erscheinen der beiden angekündigten letzten Teile der Trilogie „Im Titanenkampf“ und „Den Sternen zu“ einlässlich zurückkommen werde, hat kulturhistorischen Wert.

* * *

DER FALL JACOBSONH wird heute von dem Betroffenen in einer im Verlag der Schaubühne erschienenen Schrift selbst erörtert. Man erinnert sich, dass der Berliner Theaterkritiker Siegfried Jacobsohn im Jahr 1904 des Plagiats bezichtigt und in einem unrühmlichen Kesseltreiben um Amt und Brot gebracht wurde; seither führt er in so tapferer und weitsichtiger Art die Zeitschrift *Die Schaubühne*, dass er dadurch schon rein gewaschen wäre, hätte er auch wirklich ein schweres Verbrechen begangen. Heute, nachdem er neun Jahre sich über den Fall ausgeschwiegen, erklärt er das Hineinkommen fremden Eigentums in seine Kritiken durch ein abnorm tätiges Gedächtnis, gegen das er immer beim Schreiben gewappnet sein müsse. Das verdient bei einem so reichen Geist und ehrlichen Kritiker Glauben; besonders wenn man bedenkt, dass es viel leichter ist, einen festen Gedankengang, wie er sich in der angegriffenen Besprechung findet, aus eigenen Mitteln zu bestreiten als störendes fremdes Gut hineinzuwoben.

Was Jacobsohn begegnet ist, ist ein Berufsunfall, wie sie bei Kritikern in der Regel tödlich verlaufen. Alles, was der Kritiker sagt, sagt er vor der breiten, geschwätzigen Öffentlichkeit; ein leichter Maschinendefekt des Gehirns setzt ihn Hohn und Spott oder Beschimpfung und Verachtung vor der Menge aus. Und da jeder rechte Kritiker immer ein paar dutzend Feinde hat, die das Strafgesetz nur mit Mühe davor bewahrt, Gift und Dolch gegen ihn zu verwenden, so kennt er genau die Folgen seines Strauchelns.

Die Schrift, der ein Reisetagebuch durch Italien und Paris zu köstlichem Schmucke dient, liest sich wie ein knapp gehaltener Roman, der das Thema der rasch gefallenen und sich wieder aufrichtenden Größe behandelt.

* * *

In dem tätigen Verlag Eugen Salzer in Heilbronn erscheint seit kurzem eine Taschenbücherei deutscher Dichter, alle Bändchen Zierden deutscher Erzählungskunst und dazu recht angenehm gedruckt und ausgestattet. Von der warmherzigen schwäbischen Erzählerin *AUGUSTE SUPPER* erschienen da fünf Erzählungen unter dem Titel *Am Wegesrand; Diakonus Kaufung* von *HERM. ANDERS KRÜGER*, mit einer andern Geschichte des selben Verfassers ein zweites Bändchen füllend, ist eine gut geschaut und dargestellte Entwicklungsstudie.

Das neueste Bändchen *Sisto e Sesto* unseres Landsmanns *HEINRICH FEDERER* ist ohne Zweifel das bestgeschriebene seiner Werke; der Kon-

flikt zwischen dem strengen Kirchenfürsten Sixtus V. und seinem in armem Bergdörfchen zum Briganten gewordenen und nun dem Tode geweihten Bruder Sesto und dessen Sohn bietet des Überraschenden genug. Federer hat hier zum erstenmal sich vom Gewand des Alltags befreit und seinem Stil etwas festlichere Rhythmen zu geben versucht. Das ist ihm nicht übel gelungen; es steht zu erwarten, dass er den Versuch mit noch besserem Erfolge wiederholen werde.

* * *

EIN BEKENNTNIS. In seinem anregend geschriebenen, hübsch illustrierten Buche *Aus dem unbekanntem Italien* (München 1911, R. Piper & Co.) schreibt *Alfred Steinitzer*, für den der Offizierstand kein Hindernis war, das wirkliche Italien und den wirklichen Italiener kennen zu lernen, Seite 86 und 87:

„ . . . Auch die persönliche Schätzung und Beliebtheit des Reichsdeutschen vermindert sich zusehends. Mit patriotischem Bedauern muss festgestellt werden, dass die Schuld hieran durchaus den Deutschen zur Last fällt. Denn sie verstehen es nicht, die Italiener zu behandeln, weil ihnen Kenntnis und Verständnis des italienischen Volkes fehlt. Die Italiener werfen dem Deutschen vor, dass er ihnen auf Schritt und Tritt seine Überlegenheit zeigt, und wer seine deutschen Landsleute vorurteilslos in Italien betrachtet, muss diesen Vorwurf leider als nur zu berechtigt anerkennen.

Während der Deutsche seit Jahrhunderten den Franzosen und Engländer in vielen Stücken nachhinkt, hat er keinen Blick für das Stück Kultur, das noch heutzutage im Italiener, dem ältesten Kulturvolke Europas steckt. (Die heutigen Griechen können als Nachkommen des alten Kulturvolkes nicht angesehen werden.) Er fühlt sich, wenn er ein paar Kapitel aus einer Kunstgeschichte gelesen hat, über den Eingeborenen, der zwar noch weniger weiß als er, dem aber dafür die ererbte Kultur im Blute steckt, erhaben; er zeigt ihm die Überlegenheit des Wissens, steht ihm aber an Taktgefühl nach; er fühlt sich als Angehöriger des großen Deutschen Reiches in politischer Bildung höher stehend, obwohl der nationale Sinn des Italieners weit stärker ausgeprägt ist; er rümpft die Nase über dessen mangelhafte Sauberkeit, obschon der Italiener weiße Wäsche und er ein Jägerhemd trägt; der Ausdruck: „il Jägerhemd“ wird für den Deutschen ebenso angewandt, wie „la bistecca“ (Beefsteak) für den Engländer, nur hat er eine weit schärfere Spitze. Der „Lodendeutsche“ aus dem Süden und der im Vollbewusstsein seines Wertes schneidig auftretende Reserveoffizier und Beamte aus dem Norden haben uns die Sympathien gründlich verscherzt, die wir noch lange nach dem Kriege 1870—1871 in Italien genossen haben.

Als Kulturvolk sind wir Deutsche den Italienern gegenüber immer noch Parvenü trotz unserer größeren Gelehrsamkeit und industriellen Tüchtigkeit; wir kranken an dem Kastengeist des Offiziers- und Beamtentums, der aus der historischen Entwicklung Preußens begreiflich, aber nunmehr überlebt ist und der den demokratischen Italiener, der auch in den niederen Ständen bis zu einem gewissen Grade immer „signor“ sein will und es durch eine gewisse „gentilezza“ auch ist, verletzen muss. „Mitgebrachter Maßstab und weiter Abstand“ (wie sich ein genauer Kenner, A. Zacher, in einem kürzlich erschienenen Buche über römisches Volksleben ausdrückt) — das ist der Grund, warum der Deutsche den Italiener nicht versteht,

und die Schranke, die eine wahre Herzlichkeit verhindert. Und das kann den Deutschen, die jährlich zu ungezählten Tausenden nach Italien pilgern, gar nicht oft und eindringlich genug vorgehalten werden.“



Wir verlassen uns vielleicht zu sehr auf *LA SVIZZERA FARÀ DA SE* und vergessen inzwischen aufzumerken auf anscheinend belanglose Vorgänge, die, näher besehen, als Teile jener Aktion, welche die Entnationalisierung der Schweiz vorbereitet, sich erkennen lassen. Zu den Akteuren und Kulissenschiebern zählen unter anderm — wir überzeugen uns davon immer mehr — die Sektionen und Vorstände der Società Dante Alighieri, die bei unglaublich vielen Machinationen ihre Hand im Spiele haben.

Ein Beispiel für viele: am 31. August a. c. fand in Pallanza eine *zweite Zusammenkunft der italienischen Unterstützungskassen in der Schweiz* (deren Kongress von Ende August bis zum 4. September dauerte) *mit dem Zentralkomitee der Società Dante Alighieri* statt. Wir sind versucht zu glauben, dass diese Gesellschaft die Rolle übernommen habe, den italienischen Unterstützungsvereinen in der Schweiz den nationalen Rücken zu steifen. Jedenfalls kommt es kaum von ungefähr, dass an dem im Frühjahr dieses Jahres in Mailand abgehaltenen Emigrationskongress Worte gefallen sind, die darauf deuten, dass man die Unterstützungskassen der italienischen Emigranten nicht in erster Linie wegen der Sorge für ihr materielles Wohlergehen, sondern um der Bewahrung und Pflege nationaler Gesinnung willen unterhält. Von mehreren Rednern wurde bedauert, dass die italienischen Krankenkassen in der Schweiz der eidgenössischen Subvention nur teilhaftig werden, wenn sie auch Schweizer als vollberechtigte Mitglieder aufnehmen.

Es ist anscheinend nicht genug, wenn unser Staat italienischen Kassen Vergünstigungen gewährt, wie dies kein zweiter Fremden gegenüber tut; diese unterstützten Ausländerkassen empören sich sogar, dass man an die Ausrichtung der eidgenössischen Subvention die Bedingung anstandsloser Aufnahme allenfalls sich zum Eintritt meldender Schweizer knüpft. Freilich: man hat die Ausländer in unserem Land förmlich zum Glauben erzogen, dass sie in allen Fällen mindestens die selben Rechte zu beanspruchen hätten wie wir Schweizer selbst. Lese man doch den materiell nicht zu beanstandenden, formell aber unglücklich redigierten Satz in Artikel 3 der Kranken- und Unfallversicherung: „die Kassen dürfen Schweizer nicht ungünstiger behandeln als andere Mitglieder“; dann wird man einsehen, wie sehr wir die Ausländer in ihrer falschen Auffassung und gelegentlichen Anmaßung bestärken.

Die italienischen Unterstützungskassen wollen nicht vorab oder gar ausschließlich gemeinnützige Institute sein, sondern italienische Inseln im fremden Land, die, geleitet durch die Einflüsterungen der Società Dante Alighieri, für Ausbreitung des nationalen Gedankens und Empfindens besorgt sind. Im Grunde genommen sind sie Bazillenherde in unserm staatlichen Organismus, die mit Schuld tragen an dem schleichenden Fieber, das ganz allmählich — wenn wir nicht energisch Vorsorge treffen — unsere nationale Gesundheit verzehren wird.

Ja wohl: *la Svizzera farà da se*; aber gleichzeitig: *Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat.*

A. St.

